

Geleitwort

Kaum etwas ist so wichtig wie Erwerbsarbeit: gesellschaftlich, sozial und psychologisch. Vielleicht war sie es schon immer, vielleicht ist sie das auch erst mit der Moderne geworden, in der gesellschaftlicher Zusammenhalt, soziale Zugehörigkeit und in nicht geringem Umfang auch Sinn und Wert eines Lebens verstärkt über Erwerbsarbeit definiert wurden. Karl Marx wird beispielsweise das folgende Zitat zugeschrieben: »Die Gesellschaft findet nun einmal nicht ihr Gleichgewicht, bis sie sich um die Sonne der Arbeit dreht.« Alles andere im Leben – das wird aus der Metapher deutlich – sind nur Planeten ... Man kann sich darüber streiten, ob es so sein und so bleiben sollte, dass sich so vieles im Leben um die Arbeit dreht und die zentralste und kräftigste Zeit des Tages, des Jahres und des Lebens hauptsächlich ihr gewidmet wird. Man kann sich mit Fug und Recht darüber streiten, ob Erwerbsarbeit nicht maßlos überschätzt wird. Dieser Streit ist angemessen und richtig, aber er ändert nichts daran, dass denjenigen, die nicht oder nur prekär am Erwerbsleben teilhaben, die »Sonne« der Arbeit nicht mehr leuchtet oder sie sich dauernd zu verfinstern droht. Ob Erwerbsarbeit nun naturgegeben oder gesellschaftlich bedingt das Zentrum unseres Lebens ist, ist für den einzelnen von Exklusion Betroffenen irrelevant, da kaum ein Mensch – auch nicht die autonom denkenden Autistinnen und Autisten – sich von dieser inneren wie äußeren Vorgabe freimachen können. So wünschenswert Muße als Ergänzung zur Arbeit ist, sie kann unser gesellschaftliches Zentralgestirn nicht ersetzen. Arbeit sollte an für sich niemandem vorenthalten werden.

Das vorliegende Buch beschäftigt sich mit dem Thema Erwerbsarbeit bei Menschen mit Asperger-Autismus. Die zentralen Fakten zu diesem Thema sind – aus verschiedenen internationalen Studien – schnell zusammengefasst: Menschen mit hochfunktionalem Autismus sind oft sehr begabt und haben gute Ausbildungsabschlüsse; gleichzeitig gelingt es ihnen häufig nur unter höchsten Anstrengungen – die mit einem guten Leben kaum vereinbar sind –, auf ausschweifenden Umwegen oder gar nicht, auf dem ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Warum denn das?, fragt man sich. Was sagen diese Statistiken über die Autisten aus? Und was über unsere Gesellschaft? Um hier zu Antworten zu kommen, reicht die Befragung der Statistik nicht aus, dafür braucht es die lebendige Fülle individueller Geschichten, die darin enthaltenen persönlichen Analysen der

Problemstellungen und die originellen und kreativen Problemlösungen. Und genau das bietet uns dieses Buch an.

Die biografischen Texte und Interviews zeigen eine bunte Vielfalt autistischen Lebens und lassen verschiedenste Klischees schnell verblassen: zum Beispiel dasjenige, dass annähernd alle Menschen mit Autismus gerne und gut mit Computern arbeiten. Nein, die Begabungen von Menschen mit Autismus können in den unterschiedlichsten Bereichen liegen, auch im Bereich des Sozialen und Mitmenschlichen. Auch mit dem Bild des an Bindung desinteressierten, empathiefreien Autisten räumt das Buch gründlich auf: In den autobiografischen Skizzen wird immer wieder deutlich, dass hier keine isolierten Subjekte sprechen, keine bindingslosen Marktteilnehmer und keine solipsistischen »Kopfgeburten«. Wie alle Menschen brauchen die hier zu Wort Kommenden Bezüge und Beziehungen, in denen sie sich und ihre Begabungen und ihre Berufungen entfalten können. Konkret wird bei der Lektüre immer wieder deutlich, dass eine weniger normierte Gestaltung der Arbeitsplätze, Arbeitszeiten und Arbeitsgruppen dem Wertschöpfungsprozess die großen Potenziale erhalten könnte, die in den Biografien gespiegelt sind.

Der Band ist dabei nicht – oder gar nur im unwesentlicheren Sinne – ein Buch über Autismus, welches das Leben autistischer Menschen für autistische und interessierte neurotypische Leser vielgestaltig beschreibt und autismustypische Schwierigkeiten beim Arbeiten plastisch werden lässt. Es ist vielmehr ein bunter prismatischer Spiegel unseres Zusammenlebens und Zusammenarbeitens. Es zeigt uns, wie wir mit Andersheit umgehen und wie wir sie immer wieder exkludieren; es zeigt uns auch die neurotypischen Ängste vor Menschen, die intuitiv nicht so einfach zu verstehen sind, und die Ängste vor fachlicher Unterlegenheit. Und es zeigt uns – mal explizit, mal implizit – wie es bessergehen könnte.

Die Texte werfen Fragen auf, die weit über das Thema Autismus hinausgehen. Zum Beispiel diejenige, nach der Psychiatrisierung oder des »Labelings« des Normabweichenden als Etikett einer Exklusion. Da es wahrscheinlich in der Natur des Menschen liegt, dass er zuerst einmal davon ausgeht, alle anderen seien so wie er selbst, stolpern die meisten Menschen sehr darüber, wenn jemand nicht so ist wie sie selbst. Dies wendet sich leider immer wieder ins Normative und führt zu der Forderung, dass alle gleich sein sollten. Wie stark diese Ansicht in der Tiefenschicht einer an der Oberfläche liberalen Gesellschaft weiterwirkt, können wir den Reaktionen der Umwelt auf die schreibenden Betroffenen immer wieder entnehmen. Und wir lesen immer wieder davon, dass das Label »Autismus« ein Stück weit Erleichterung brachte, sozusagen den Krampf des

»So-wie-alle-sein-Müssens« etwas löste – sowohl innen als auch außen. Es scheint so, als könnten wir alle (Autisten wie Nicht-Autisten) die Besonderheit und Andersheit dann besser so wie sie ist sein lassen, wenn sie einen Namen hat. Auch wenn es aus übergeordneter Perspektive vielleicht besser wäre, dies auch ohne Label zu können, scheint in der jetzigen Realität die Benennung »Autismus« doch zumindest in einigen Fällen zu einem guten Leben beizutragen und damit einen pragmatischen Sinn dieser Praxis zu rechtfertigen. (Damit soll die Frage nach dem »Labeling« keineswegs endgültig beantwortet werden, das genannte ist nur ein Argument unter vielen anderen.)

Auch die Frage, ob die Arbeit so, wie sie aufgeteilt ist, sinnvoll aufgeteilt ist, geht weit über das Thema Autismus hinaus. Ist es sinnvoll, dass einerseits diejenigen, die sich nicht genug »anpassen« können, ihre Begabung gar nicht oder nur marginal ins Erwerbsleben einbringen können und auf der anderen Seite viele Menschen stehen, die viel, oft zu viel, aktuell gerne bis zum »Burnout« arbeiten? Ist es sinnvoll, bis zum 67. Lebensjahr die allermeiste Zeit der Arbeit zu widmen und dann plötzlich gar nicht mehr zu arbeiten? Und was ist mit den Millionen von Arbeitslosen in Südeuropa und den Millionen von Ruhe- und Mußelosen bei uns? Wären wir nicht produktiver, gelassener und glücklicher, wenn wir die Erwerbsarbeit besser verteilen könnten?

Neben der Relevanz des Inhalts möchte ich abschließend noch einen weiteren Punkt nennen, der das Buch wirklich lesenswert macht: Dies ist die in den Bann ziehende, individuell-originelle und zeitlose Sprache selbstdenkender Menschen. In diesem Sinne wünsche ich dem Buch eine breite, geneigte und offene Leserschaft.

PD Dr. med. Dr. phil. Andreas Riedel

Spezialambulanz für Autismus-Spektrum-Störungen im Erwachsenenalter
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie am Universitätsklinikum Freiburg i. Br.